

Der Tollhäufzler

Uebersetzt von Anna Kellner.

2. Fortsetzung.

„Ich will die sagen, was sich drau-
ßen zugezogen hat“, erwiderte Eber-
law, indem er sich einen Sessel näher
zum Kaminfeuer schob, „dann kannst
du selbst urteilen. Es mag ja alles
in Ordnung sein, aber einen eigen-
thümlichen Eindruck hat die Geschichte
doch auf mich gemacht. Also wie ich
hinunterkomme, sehe ich einen Zwei-
spänner, daneben steht ein Mann,
zwei andere befinden sich im Innern
des Wagens. Der erste, ein noch
junger Mann, fragt mich mit einer
Miene, als ob die Anstalt ihm ge-
hörte: „Sind Sie Doktor Congle-
ton?“ Ich antwortete, ich sei kein
Arzt. „Dann will ich Ihnen sa-
gen, um was es sich handelt“, fuhr
der Fregel fort; „ich habe einen Wet-
ter von mir für Ihre Anstalt mitge-
bracht, und zwar in Begleitung ei-
nes Arztes. Kann ich nicht Doktor
Congleton sprechen?“ Ich erwiderte,
daß der vielleicht von Schloß, daß
ich aber den Patienten übernehmen
könne, wenn die erforderlichen Be-
dingungen zur Aufnahme vorhanden
seien. Darauf rief ihn eine Stimme
aus dem Wagen, und er stieg den
Kopf hinein und konferierte eine Weile
mit dem brünnen, und dann sagte
er wieder zu mir mit der überlegen-
sten Miene von der Welt: „Mein
Freund ist ein persönlicher Freund
des Doktors Congleton, und es ist eine
Verpflichtung — ich wollte sagen, eine
ungemein heikle Sache; wir müssen
unbedingt Doktor Congleton selbst
sprechen.“ Ich versprach, nachzu-
sehen, ob es möglich sein würde, rief
ihm aber, ins Haus zu kommen und
da auf den alten Congers zu warten.
Darauf öffnete er die Wagentür,
und mit Hilfe des Doktors brachte
er unter großen Anstrengungen den
Patienten heraus, einen großen,
schlanken Mann in hellem Leberrot,
eleganter, aber nicht fest auf den Beinen,
betrunken, fragte ich mich. Sie
schleppten ihn also ins Wartezimmer
und setzten ihn in einen Sessel, wo
er ganz in sich zusammenfiel. Ich
fragte, was ihm fehle; darauf an-
wortete der Wetter, er sei nur müde
und schläfrig. Aber weißt du, Es-
cott, wozu ich überzeugt bin?“

„Nun?“
„Der Mann ist mit Morphium be-
täubt worden.“
Es cott blickte nachdenklich ins
Feuer und sagte: „Nun, vielleicht
konnte man sich nicht anders helfen,
vielleicht war er zu widerpenntig.“
„Ja, aber das hätten sie doch ruhig
sagen können!“
„Um, das ist wahr. Nun und wei-
ter?“
„Dann fragte ich den Doktor, wen
ich Doktor Congleton melden sollte.
Aber er antwortete mir: „Ich
kenne Doktor Congleton persönlich,
Sie brauchen meinen Namen nicht zu
nennen, sondern ihn nur zu bitten,
einen Freund zu empfangen.“ Ich
ging also zum alten Congers, der
gerade zu Bett gehen wollte. Als ich
ihm Bericht erstattete, meinte er, daß
die Leute oft übertrieben zurückhol-
tend seien, und fügte seine gewohne
faded Bemerkung hinzu, die Anstalt
sei wegen des darin herrschenden
Lalles so berühmt. Er ging mit mir
in das Wartezimmer, ich sah noch,
daß er den Doktor herzlich begrüßte,
daß dieser ihm den Vetter des Pa-
tienten vorstellte, und ging meiner
Wege. Das meinst du, ist das nicht
ein wunderbarer Fall?“
„Na, wir werden ja morgen sehen,
wie es sich verhält. Gute Nacht!“
Aber am folgenden Morgen erfuhr
man nicht mehr über den Neuan-
kömmling. Doktor Congleton er-
zählte den beiden Assistenten nur, daß
der Doktor ein Freund von ihm sei;
war er weniger fonderbar als der
Durchschnitt der Insassen. Er hatte
freilich seine Eigentümlichkeiten. So
gestand er zum Beispiel ganz offen,
daß er bereits alle Pflegerinnen und
Stubenmädchen bis auf drei geliebt
habe. Trotzdem behaupteten die bei-
den jungen Arzte, nie einen sym-
ptomatischen Menschen gekannt zu ha-
ben. Er spielte vorzüglich Billard,
selbst für Clantwood, wo es die Her-
ren infolge ihrer ergyngungen Ruhe
zu großer Vollkommenheit gebracht
halten; er erwieb sich als ein famo-
ser Causur, wenn man, was freilich nur
selten der Fall war, etwas länger
beim Whistly saß.
Er schien sich übrigens resigniert in
sein Schicksal gefunden zu haben, als
trotz jenes Etwas in sein Leben
trat, das sich schon so oft als un-
denkbar erwies: das weibliche Ele-
ment.
Er besuchte eines Morgens Dr.
Es cott in seinem Zimmer und fand
ihn über einen Haufen weißer Glacé-
handschuhe gebeugt.
„Bedeutet das, daß Sie auf eine
Erkrankung ausgehen wollen“, fragte
Beveridge den jungen Arzt, „oder daß
Sie schon eine gemacht haben?“
„Beides“, lachte Es cott; „ich möchte
mir hier ein Paar reiner Handschuhe
für den heutigen Ball aussuchen“,
fügte er hinzu.

„Ah, Sie gehen heute auf einen
Ball?“
„Wissen Sie nicht, daß wir jeden
Monat einen Ball in der Anstalt ha-
ben?“
„Gewiß“, versetzte Beveridge, „in-
dem er sich mit der Hand rasch über
die Stirn fuhr; „ich hab' es wohl
schon gehört, aber es ist mir wieder
entschwunden.“
„Sie kommen doch auch?“ fragte
Es cott.
„Gern, wenn Sie mit ein Paar
Handschuhe leihen wollen. Können
Sie welche entbehren?“
„Bitte, suchen Sie sich nur aus.“
Beveridge ließ sich das nicht zwei-
mal sagen, und nachdem er dem Dol-
tor gedankt hatte, empfand er sich,
von Licht erstrahlt; rauschende Mus-
ik ertönte in den Gesellschaftsraum.
Man rief sich in der ganzen Graf-
schaft förmlich um Einladungen zu
den Bällen in Clantwood. Eine ele-
gante Equipage nach der anderen hielt
vor dem Hause, das in einem Meer
von Licht erstrahlte; rauschende Mus-
ik ertönte in den Gesellschaftsraum.
„Ein gewisser Mr. Francis Be-
veridge“, antwortete Dr. Congleton.
Aber Augen waren auf die vier
Paare gerichtet, die eine Lanze qua-
drate tanzten. Beveridge, der sich mit
gewöhnlicher Anmut bewegte, hielt näm-
lich die Hände fortwährend in den
Taschen. Sein Visavis war ein ältli-
cher, beleibter Herr, der sich stets
— er mußte es ja am besten wissen —
als Kaiser von Amerika vorstellte,
und die reizende, blondrothe Lady
Alicia à Fyre. Der Kaiser von Ame-
rica gab in den ersten beiden Figuren
Mr. Beveridge seine Mißbilligung
durch wiederholtes Schmauchen zu er-
kennen, am Schluß der dritten Figur,
da Beveridge immer noch die Hände
trampfhaft verbar, konnte sich seine
Majestät nicht mehr zurückhalten.
„Heda, junger Herr“, donnerte er
ihm mit Stentorstimme zu, „als die
Musik aufhörte, fürchten Sie viel-
leicht, daß man Ihnen was aus der
Tasche fischelt?“
„Dazu gehören zwei“, antwortete
Beveridge.
„Um, schmeuchte der Kaiser, „so
ein verflucht harter Kerl sind Sie?“
„Was ich sagen wollte“, erwiderte
sein Visavis mit höflichem Lächeln,
„ist, daß einer erst etwas hineinrum-
mühte, bevor der andere es stehlen
könnte.“
Nach dieser Bemerkung hatte Be-
veridge nicht nur die Lacher auf sei-
ner Seite, sondern das weibliche Ele-
ment erschien auf dem Plan.

Das teure Souper.
Eizze von Mei Marat.
Ein gutbesuchtes, jedoch nicht über-
fülltes, sehr elegantes Weinstau-
ran an einem nebensächlichen Wo-
chenlokal. Das Publikum, teils
einzelne Herren, teils Gruppen von
Herren, teils einzelne Paare, teils
doppelte Paare, je nachdem Theater,
Konzerte oder Vorträge sie zusam-
men geschaukelt und dann wieder
ausgeschüttelt haben, sitzen am kleinen
weißgetriebenen Tischchen. Hinten im
Raum unauffällig, konzertiert
ein Streichquartett und erzeugt eine
hohe fröhliche, bald gleichgültige
Stimmung. Man wird auf die
Musik überhaupt jedesmal erst dann
aufmerksam, wenn sie zu spielen auf-
hört oder eine zu lange Pause macht.
Vornehmende Kellner schlängeln
sich eilfertig zwischen den Tischen
hindurch und verteilen mit überaus
gezogenen Gesten Speisen und Ge-
tränke an das schmauchende und
schmauchende Publikum. Es besteht
die regelrechte und übliche Restaura-
tionskategorie.
An einem einzelnen Tische sitzt
unauffällig ein junger, gutgekleideter
Mann. Er läßt sich ein Souper mit
Vorspeise und drei Gängen servieren
und bestellt dazu eine Flasche Wein
in der mittleren Preislage, wie sie
ihm der Kellner als besonders preis-
wert empfohlen hat und wie sie in
diesem Lokal und zu dieser Stunde
am häufigsten verlangt wird. Ein
wenig höflich ist der junge Mensch.
Aber das fällt kaum weiter auf, denn
viele der anwesenden Herren haben
seit Geschäftsbesuch kaum etwas
richtiges gegessen und sind insge-
heim ausgehungert, so daß man ih-
nen das raubtierartige, hegende
Schlingen nicht so übel anrechnet.
Schließlich befinden sie sich ja auch
nur in einem öffentlichen Restaura-
nt und nicht auf einer vornehmen
Famillienfestlichkeit.
Das Gesicht des einsamen Gastes
ist bleich und graue Schatten liegen
unter seinen, etwas hervortretenden
Bodennothen. Von den Nasenflügeln
herab zu den Mundwinkeln zieht sich
eine dünne Linie, die ihn um einige
Jahre älter erscheinen läßt als er,
seinem sonstigen Aussehen nach zu
urteilen, sein kann. Seine Klei-
dung verrät den teuren Schneider,
der für das erhaltene Geld nicht bloß
Ware liefert, sondern sich bemüht,
Kunstwerke zu schaffen. Aber über
diesem Anzug liegt so ein unerklär-
licher Schimmer von Nachlässigkeit,
die sich nicht genau bezeichnen läßt.
Man ist geneigt, zu sagen: schlicht
abgebürstet. Die Hände sind gutge-
pflegt, aber sie machen den Eindruck
einer faulen Schlaftheit, zu der sie
gegen den Willen des Besitzers ge-
zwungen worden sind. Es dribbelt
in ihnen ein nervöses Zittern, gleich-
sam als wollten sie sagen: warum
haben wir nichts zu tun, wir möch-
ten gern arbeiten.
Der einsame Gast sitzt ruhig da,
aufrecht in dem dicht an den Tisch
gerückten Stuhle, die Ellbogen auf
die Karte gestützt. Seine tiefliegen-
den Augen flackern über den schwe-
renden Mann und verlieren sich fern
an den Wänden, als wären diese weit
hinausgerückt. Sein Atem geht gleich-
mäßig und schwer und preßt sich
durch die blauen Lippen, die sich in-
folge des Druckes leise öffnen. Zu-
weilen legt er den Kopf zurück und
scheint auf die Musik zu achten, die
in solchen Momenten zerflatternde
Wörter auf seinem Gesichte wieder-
spiegelt, wobei sein Körper sich un-
bewußt in den Rhythmus der Töne
einschmeißelt. Hin und wieder greift
er nach dem Weinglas, das ihm der
aufmerksame Kellner stets aus neue
füllt. Und wenn er dann getrunken
hat, spielt ein verlorenes Lächeln über
sein Gesicht. Man weiß eigentlich
nicht recht, was man aus ihm machen
soll. Aber diese stille Einamkeit,
die von ihm ausgeht, die so viel Ge-
dankenschmerz um sich verbreitet,
teilt sich unmerklich und doch nach-
haltig vielen Gästen mit, denen das
Gesprächsthema ausgegangen ist.
Man wird, ohne es eigentlich zu wol-
len, auf ihn aufmerksam. Es fin-
den sich sogar einzelne Herren, die
davor sprechen, ob sie ihn nicht zu
sich an ihren Tisch laden möchten,
damit er, der so einsam dort sitzt
und sicher fremd hier ist, etwas Ge-
sellschaft bekomme; denn man braucht
sich seiner durchaus nicht schämen.
Aber der Plan wird schließlich wie-
der aufgegeben, man weiß ja nicht,
vielleicht hat er die Einsamkeit ge-
rade gesucht. Dann ist es immerhin
möglich, daß er ihnen einen
Korb gibt, was für den Betreffenden
peinlich wäre. Nach und nach be-
ginn man, sich für andere Dinge zu
interessieren.
Nüchtern, als der einsame Herr merkt,
daß sie alle ihn wieder sich selbst
überlassen, sieht er sich aufmerksam
im Lokal um, steht auf, nimmt sei-
nen Ueberzieher vom Kleiderhänger,
steht kurz in die Hand und geht.
Einen Turgen Augenblick nur später
kommt ein Kellner an seinen Platz,
sämmtlich bewegt er seinen Kopf,
wirft einen Blick ganz rasch auf den
kleinen Mann und springt dann mit
einem mächtigen Saug zur Aus-
gangstür. Die Tür ist in ihrem
oberen Teile von Glas, infolge dessen

werden die Gäste Zeugen alles fol-
genden.
Der Kellner ist hinausgerannt und
hat den einsamen Gast wieder mit
sich zurückgebracht. Eine Weile kon-
feriert er mit ihm. Der Gast schül-
tert verlegen mit dem Kopfe. Ein
andere Kellner kommt hinzu; und
mit einem Male ist ganz der Besitzer
des Lokals selbst anwesend. Man
hat gar nicht recht gesehen, wo er
überhaupt so schnell herkommen konn-
te. Einzelne Gäste werden ruhig,
horchen auf und gleich darauf fallen
auch schon Worte wie „Zechpreller“,
„Hochstapler“, „Gauner“ und derglei-
chen.
Zum Teil beruhigen sich die Gäste,
was ihnen um so leichter fällt, weil
die Musik sofort mit einem tempera-
mentvollen Marsch einsetzt, als sie
merkt, daß irgendwo irgendwas
nicht stimmt. Das haben sie stets
noch immer als das sicherste Beru-
higungsmittel mit Erfolg angewendet.
Einen Augenblick wird das Thema
drinnen noch besprochen, ähnliche
Fälle werden angeführt, man mokiert
sich über die Unberücksichtigung folger
Drückerberger, fordert die strengsten
Maßregelungen gegen Subjekte sol-
cher Art und vergißt dann zuletzt die
ganze, an und für sich ziemlich be-
langlose Sache, um sich dem plap-
pernden und viel angenehmeren Zei-
herumbringen rätselnd hinzugeben.
Der junge Mann selbst ist längst
vergessen. Von allen.
Draußen im Vestibül jedoch geht
man nicht so leicht darüber hinweg.
Hier wird die Sache ernstlich genom-
men.
Der „Gauner“ stand da, den Hut
unschlüssig in der Hand, den Ue-
berzieher knausig hinaufgewirgt,
den Kopf tief gesenkt, als wolle er
sein Gesicht vor allen zudringlichen
Blicken, die ihm physischen Schmerz
zu bereiten schienen, schützen. Das
Gesicht war jetzt so weiß, daß man
den Anschlag des Kragens nicht zu er-
kennen vermochte. Um ihn herum
standen der Restaurateur, drei Kell-
ner und einige Herren, die von dor-
ten noch draußen geblieben waren.
Der Portier hatte man bereits zur
Wache geschickt.
„Wollen Sie nun bezahlen oder
nicht“, schrie der Wirt auf ihn ein.
„Ich möchte ja gern, aber ich hab'
leider kein Geld“, versicherte der
„Gauner“.
„Das heißt gar nichts, haben Sie
überhaupt kein Geld oder haben Sie
es nur vergessen. Wo wohnen Sie
dann?“
„Ich habe keine Wohnung.“
„Haben Sie irgend einen Verle-
genstand bei sich, eine Uhr, Ring,
Nadel oder dergleichen?“
„Nein, das habe ich alles schon
verkauft müssen, denn ich bin schon
sehr lange Zeit ohne Einkommen und
ohne Stellung.“
„Nun und der Ueberzieher?“
„Den?“ Mit schreckhaft aufgeris-
senen, brennenden Augen sah er
rasch hoch und blickte sich halb im
Kreise um.
„Na warum nicht? Sieben Mark
ist er sicher ja noch wert.“
„Nein, den kann — ich — in die-
sem Mantel schlafe ich des Nachts
und —“
„Dann werden Sie eben mal in
etwas anderem schlafen.“
„Wo ich schlafe, da kann man nicht
in etwas anderem schlafen.“
„Ja, edler Herr, das ist mir doch
ganz egal, worin Sie schlafen, also —“
„Und — wenn ich Ihnen meinen
Mantel gebe, dann bekomme ich über-
haupt keine Stellung mehr.“
„Also kurz gesagt, Sie wollen
nicht.“
„Ja, Sie ganz gemeiner Gauner
Sie, Sie Lump, Sie Hochstapler,
haben kein Geld in der Tasche und
gehen dann noch in ein vornehmes
Weinstaurant, lassen sich ein Sou-
per mit drei Gängen servieren und
trinken eine ganze Flasche Wein da-
zu, trotzdem Sie ganz genau wissen,
daß Sie es nicht bezahlen können? Sie
sind ganz niederträchtiger Lump, Sie
Schuft!“
Der „Gauner“ knappte bei den
Worten des Wirtes zusammen, als
hätte er einen Schlag mit der Peit-
sche bekommen. Dann aber mit ei-
nem Rud bäumte er sich auf, als
wolle er sich auf seinem Ueberzieher
stützen. Wie er den aber stehen sah,
mit hämischen Augen, die Hände in
den Hosentaschen und dadurch we-
nigstens als durch andere Dinge zum Be-
wusstsein seiner Lage kam, schrumpfte
er ganz klein zusammen, und be-
dächtig, kaum hörbar sagte er: „Ich
habe seit drei Tagen nicht einen Pfennig
gegessen, deshalb mußte ich gar
nicht mehr, was ich tat. Und nun,
da ich zum erstenmal seit drei Ta-
gen wieder fast geworden bin, weiß
ich wirklich nicht, wie ich dazu gelan-
gen bin. Haben Sie Erb —“
Das „Erbarnten“ brachte er jedoch
nicht über die Lippen, er stotterte und
schwieb, als er wieder in das kalte,
rein geschäftsmäßige Gesicht des
Wirtes blickte.
In diesem Augenblick kam der Por-
tier zurück. Warum haben Sie
nicht mit dem Portier gesprochen und
sagte, daß Sie Hunger haben, in
der Küche hätten sich ein paar

Keller gefunden. Aber nein, da muß
gleich drauf los geschlemmt werden,
da muß betrogen werden. Unbes-
ger's ja bei Euch Spitzbuben nicht.“
„Herr, ich bin kein Sp —“
„Was, einen großen Mund wollen
Sie auch noch haben? Na, Bursche,
Dich werden wir gleich haben, verlaß
Dich heilig drauf. Mit Bräubern
Deines Geschlechts machen wir nicht
viel Umstände. Holta, waren Sie
auf der Polizei?“
„Jahwohl, es wird gleich jemand da
sein“, sagte der Portier.
„Als der „Gauner“ das Wort „Po-
lizei“ hörte, zuckte er wie frierend zu-
sammen und warf seine Augen blitz-
schnell herum, als versuche er eine
Stelle zu entdecken, wo es ihm gelin-
gen könne, durchzubrechen. Da be-
kam er etwas von einem tödlich be-
wunderten Tier.
Der Portier hatte aber seinen Blick
aufgehalten und sagte hähnlich: „Na,
mein Junge, wenn Du denkst, Du
kannst uns hier entweichen, dann
hast Du Dich aber verrechnet, daß
ich Dir gesagt sein.“
„Warum buzen Sie mich denn?“
fragte der „Gauner“ schüchtern.
„Wir werden vielleicht noch „Euer
Hochwohlgebornen“ zu Dir sagen, Du
Lumpenkerl, was?“ schrie der Por-
tier ganz erobert und machte Miene,
auf den „Gauner“ zuzufpringen und
ihn ins Gesicht zu schlagen. Der
„Gauner“ blieb aber ruhig stehen,
ohne die geringste Furcht zu zeigen.
Da kamen zwei Polizisten herein,
und der eine sagte sofort, ohne erst
Länge zu grüßen: „Wo ist denn der
Kerl?“
Im gleichen Moment aber, wo der
Polizist zupacken wollte, sagte einer
der anwesenden Herren: „Ich bezahle
für den Herrn die Zech, lassen Sie
ihn laufen. Ich bin überzeugt, wenn
er es nicht bitter nötig gehabt hätte,
würde er sicher nicht in diese fatale
Lage gekommen sein.“
Der Schuttmann ließ sofort die
Hand des Mannes los, und aus des-
sen Augen flog ein dankbarer Strahl
zu dem zahlungswilligen Herrn. Aber
der Wirt sagte: „Nein, wie kämen
Sie denn dazu, zu den Herrn die
Zech zu bezahlen? Der Kerl gehört
ins Gefängnis für seine Frechheit.“
„Aber das kann Ihnen doch egal
sein, die Hauptsache ist doch jeden-
falls nur die, daß Sie keinen Schaden
haben.“
„Nein, mein Herr, so egal wie Sie
vielleicht denken, ist mir die Ange-
legenheit denn doch nicht. Um diese
paar Mark ist es mir wirklich nicht
zu tun, das dürfen Sie mir schon
glauben, die kann ich gut verschme-
ren; aber solche Leute gehören ein
für allemal ins Gefängnis. Wenn
Sie wüßten, wie wir unter Zechprel-
lern zu leiden haben! Das Malheur
ist eben, man erwischt selten einen.
Und wenn man dann einmal einen
kriegt, der muß für die anderen mit-
büßen. Das ist letzten Endes bei al-
len Sachen so.“
„Der Herr ist mein Gast, also bit-
te, lassen Sie ihn frei.“
„Geben Sie sich keine Mühe, es
bleibt bei dem, was ich gesagt habe,
nur auf die Art ist den Leuten bei-
zukommen. Also, Schuttmann, neh-
men Sie den Burschen an den Kragen
und dann los mit ihm.“
„Ja, Herr Wirt, wenn Sie Straf-
antrag stellen, dann muß ich freilich
— sonst hätte man ein Auge zu-
brüllen können, man hätte einfach ge-
sagt, es sei ein Irrtum gewesen.“
„Also los, fort mit ihm!“
Der, dem die Sache eigentlich am
meisten angehen mußte, schien nach
den rüchichtslosen Worten des Wirtes,
die ihm jedes Freitommen als
bühlig ausschüttslos erkennen ließen,
das Interesse an sich selber ganz ver-
loren zu haben. Jedenfalls lautete
er jetzt in aufmerksamer und hin-
gebender Anbacht der Musik, die lei-
stete aus dem Restaurant er-
tönte. Es war ein entzückender Wal-
zer. Und in dem „Gauner“ mußte
wohl etwas wie Erinnerung auf-
steigen; denn in seine Augen kam
ein unbetäubtes Verlorensein und in
seine ganze Gestalt ein kaum merk-
bares Wägen.
Da schlug ihn der Polizist leicht
auf die Schulter, der „Gauner“ zuckte
leicht zusammen, blinzelte mit
den Augen, als befänne er sich auf
etwas. Und als das Befinnen in
die Wirklichkeit überging, wollte er
aufstehen. Aber er erinnerte sich
noch rechtzeitig genug der Gegen-
wart, machte eine kurze, straffe Ver-
beugung und sagte: „Gestatten Sie,
bitte, daß ich mich auf einen Augen-
blick entferne?“ Der Polizist sah den
Wirt an, und der meinte: „Sehen
Sie unbesorgt, er kann nirgend's
entweichen.“
Der „Gauner“ zog rasch seinen
Mantel aus und gab ihn mit samt
dem Hute einem der beiden Polizi-
sten. Da sagte der Wirt: „Sie
haben doch nicht etwa einen Revolver
eingesteckt, daß Sie mit hier noch Ge-
schichten machen?“ Aber der Angere-
dete erwiderte: „Bitte“, worauf der
eine Polizist mit schnellem Griff an
der Kleidung des Mannes herunter-
strich. Dann ging der „Gauner“ und
ein Kellner brachte auf Geheiß des
Wirtes den beiden Beamten zwei
Schnäpse.
Die Polizisten warteten fünf Mi-
nuten und dann noch ein kleines
Weißchen. Endlich dauerte es ihnen

zu lange, und als auch der Wirt
wieder hingucken kam und die beiden
Beamten noch immer resolut
herumstehen sah, schied er den Por-
tier fort, damit der sehen solle, wo
der Mann eigentlich geblieben sei.
Nach wenigen Augenblicken kam
der Portier schon wieder zurück, mit
einer erschrockenen Gebärde und hinter
ihm drei Kellner, die vor Entsetzen
sein Wort herausbrachten, denn die
Herren, die vorher die Sache durch
Bezahlung wieder gut machen wol-
ten, und außerdem noch einige Gäste.
Der eine Kellner brachte abgerufen
nur immer dasselbe hervor: „Er hat
sich mit seinem Taschenmesser das
Gehz durchschnitten!“
Drei Minuten später war das Lo-
kal völlig leer. Mit fieberndem Galt
versuchten die Gäste, die Straße zu
erreichen. Die beiden Polizisten
suchten die Kellner, die Kellner kan-
den unschlüssig herum, und der Wirt
lag ganz in Ratlosigkeit aufgeschri-
en. Er ließ verzweifelt im Vestibül hin
und her, und ohne sich anscheinend
über den Sinn der Worte richtig klar
zu werden, schrie er fortgesetzt: „Ich
habe ihn nicht gemordet! Das habe
ich nicht gemordet! Ich habe ihn nicht
ermordet! Was kann ich dafür?“
In all dieses Chaos hinein spielte
ununterbrochen die Musik und um so
viel lebhafte und nachhaltiger, je
eiltiger das Publikum sich entfernte.
Kein Mensch schien überhaupt die
Musik zu hören. Infolge dessen emp-
fand auch niemand das Ueberflüssige
der Musik. Und niemandem fiel es
ein, der Kapelle, die auf dem Wob-
en saß, Ruhe zu gebieten oder ihr
wenigstens zu sagen, was passiert sei.
Aber als jetzt das Lokal leer, und
das Spielen zwecklos war, warf der
erste Geiger den Kopf zurück, strich
noch einmal schwingend und elegant
mit dem Bogen über die „C“-Saiten
und dann war es ganz still. Und in
dieser Stille entorkten die Musiker
zwei Flaschen Sekt, schenkten sich die
Gläser voll und tranken auf die
Gesundheit des freundlichen Spen-
ders.
Der freundliche Spender war der
„einsame Herr“. Als er noch ein-
mal durchs Lokal gehen mußte, hat-
te er bei seinem Kellner, der von dem
Vorfall im Vestibül nichts erfahren
konnte, wohl er weiter hinten im
Lokal beschäftigt war, zwei Flaschen
Sekt für die Musik bestellt. Und der
Kellner hatte kein Bedenken gehabt,
den Befehl sofort auszuführen. Denn
der Herr sah ja ganz solide aus.

Bulgarischer Aberglauben.

In Bulgarien spielt der Aberglaube
in der Volksmedizin noch eine sehr
große Rolle und wird hauptsächlich
durch eine Sippe von Weibern ver-
treten, die auch als Zauberinnen (Ba-
jada oder Brađa) bezeichnet werden.
Ihre Fähigkeiten werden einer Art
von Delirium zugeschrieben, durch das
sie sich in Verbindung zu einer an-
deren Welt zu setzen vermögen und von
dort Offenbarungen erhalten. Das
Besprechen der Krankenheiten ist daher
eine der häufigsten Betätigungen der
bulgarischen Volksmedizin. Eine da-
bei fertig benutzte Formel heißt: „Im
Namen der heiligen Mutter Gottes
möge das Uebel dorthin weichen, wo
die Hölle nicht trüben, die Hölle
nicht bellen, die Hölle nicht lullen,
die Bäume nicht ausschlagen, das
Wasser nicht läuft, die Sonne nicht
strahlt und der Mond nicht leuchtet.“
Dem Teufel wird selbstverständlich
zugeschrieben und ihm der schwarze
Zug geschrieben und ihm der schwarze
Zug geschrieben und ihm der schwarze
Zug geschrieben. Dabei wird peinliche
Rückhalt auf die Lage genommen, die in
Glücks- und Unglücksstöße unter-
schieden werden. Ein gesunder Mensch
darf auch niemals von seiner Ge-
sundheit sprechen. Manche Daten im
Jahre werden besonders herausgehoben.
Am 14. Juli darf niemand ar-
beiten, am 15. Juli kein Kind ge-
bären. Am 14. Oktober
nicht feiern, sich der Gefahr des
Jerrnans aus. Doch gibt es auch
günstige Tage, die unter gewissen Um-
ständen Gesundheit verschaffen. Am
25. März einen Storch fesseln,
wird das ganze Jahr vor Krankheit
geschützt sein; wer am 4. August
Knoblauch isst, erwirkt dadurch einen
Schutz vor Fieber. Eine wahre
Volksgefahr sind in den bulgarischen
Dörfern die Aderlaß-Ärzte, gegen
deren Unfug schon einmal gefehlich
eingeschritten worden ist, wodurch sie
aber an Ansehen beim Volk wenig
verloren haben.
— Generös. Geizhals (zu
seiner Frau): „August, morgen geht
Du mit mir, da werde ich Dir zu
Deinem Geburtstag einen schönen
Stoß zu einem neuen Kleide zeigen.“
— Nicht an der s u e r e a r e n
Leumant: „War, wie Sie
wissen, Gnädige, in der Schweiz
sich gegen Abend die Jungfrau...
ergabte selbstverständlich vor mir!“
— Gedantenpflücker. Nur
wer des Nächsten Schmerz mitzufüh-
len vermag, versteht ihn auch zu lind-
ern.

(Fortsetzung folgt.)

— In anatomischen Mus-
seum. Schnapsbruder (zum Kol-
legen): „Was sagst Du zu den vielen
Spirituspräparaten?“
„Schad' um den schönen Spiritus!“